

## Ausgesungen

Von Julian Schütt — Ist unser Phil.-I-Nachwuchs zu schlecht, um Professor zu werden?

Der Schweizer Phil.-I-Nachwuchs macht normalerweise nicht durch brillante Studien von sich reden, eher schon durch leidige Berufungsgeschichten. Gegenwärtig sind an der Universität Zürich zwei Professuren für neuere deutsche Literatur zu besetzen, und man lud aus fast 200 Bewerbungen zwölf Kandidaten zum «Vorsingen» ein, zuerst sechs Männer, dann sechs Frauen. Unter den Auserwählten soll zwar auch ein Schweizer sein, aber selbst der hat die höheren akademischen Weihen in Deutschland empfangen. Die traditionell professorenfreundliche NZZ befürchtet bereits eine «Marginalisierung» des einheimischen Nachwuchses und fragte sich dieser Tage besorgt, ob «die vielen in der Schweiz habilitierten Germanisten samt und sonders Nieten» seien.

Tatsache ist, dass die stahlgebadete deutsche Konkurrenz oft mehr vorzuweisen hat und sich professioneller verkauft. Die Schweizer wirken da vergleichsweise behäbig, auch wenn ihre Resultate nicht unbedingt schlechter sind. Es gibt Gründe, warum sie häufig schon im Qualifying scheitern und von der Pole-Position nur träumen können. Viel zu lange ruhte sich die etablierte Schweizer Universitätsgermanistik auf den Lorbeeren der Nachkriegskoryphäen Emil Staiger und Walter Muschg aus. Antimoderne und theoriefeindliche Konzepte hielten sich über die 68er-Zäsur hinaus.

### Favoritin abserviert

Deshalb steht es um den Ruf des Standorts Schweiz nicht zum Besten. Gewiss, es lehrten in Zürich auch international gefeierte Cracks wie der inzwischen emeritierte Peter von Matt oder die nach einigen Jahren weitergezogene Sigrid Weigel. Solche Ausnahmereischeinungen können aber nicht über die Mittelmässigkeit des Forschungsplatzes Schweiz hinwegtäuschen.

Die jungen Wissenschaftler blieben bis vor kurzem sich selbst überlassen. Jetzt gibt es wenigstens neue Habilitationsstipendien und befristete Förderprofessuren. Aber die Verunsicherung ist nach wie vor da. Offensichtlich ist der eigene Nachwuchs auf Schweizer Lehrstühlen unerwünscht. Für viele war es ein Schock, wie die Zürcher Universitätsleitung vor zwei Jahren bei der Nachfolge von Sigrid Weigel eine begabte Schweizer Bewerberin abservierte, obwohl ihr Name nicht nur bei den Studierenden, sondern auch bei der Berufungskommission zuoberst stand.

Wer kann, sucht heute sein Forscherglück im Ausland.

## Islam en vogue

Von Edith Arnold — Der Kopftuchstreit ist noch nicht entschieden: Welchen und wie viel Stoff soll die Frau an ihr Haar lassen? Glauben hilft da nicht weiter – sondern nur die Fakten der Saison.



Muss dieser Pudel stolz sein: Grace Kelly mit perfekt geschützter Frisur, 1956.

Eine Art orientalische Grace Kelly? Nein, der guten Laune nach eher Typ Audrey Hepburn. Jedenfalls steigt da eine Eleganz der Sonderklasse aus dem Sportwagen, bronzenen Teint, Kopftuch mit Tigerprint, marineblauer Denim-Mantel zu gleichfarbiger Hose, und gleitet über den Asphalt, als wäre er ein Teppich. Wohin des Weges, Madame? Zwischen den roten Lippen lacht's laut heraus: Dewi heisse sie und verstehe übrigens Schweizerdeutsch. Der Teppich führt zu einer improvisierten Moschee in einem Zentralschweizer Industriequartier – und nicht auf einen Catwalk.

Dewis Tuch, fahrtwind- und koran-sicher um das Haupt gebunden (vorne am Hals gekreuzt und hinten geknotet), ist nämlich das, was bei den Prêt-à-porter-Kollektionen für Frühling/Sommer 2004 fehlt. Wenn schon sehr einflussreiche Designer die Fünfziger und Frühsechziger neu zelebrieren, warum nicht konsequent? Ja, wo, bei aller Weiblichkeit, bleibt der Kopfputz? Zum Beispiel bei Chanel's Jacken, Mänteln und Cardigans über den angedeuteten Bikini und anderem? Ausgerechnet «Orient», sagt Karl Lagerfeld, von der *International Herald Tribune* auf die Inspiration zu den Mustern angesprochen, ausgerechnet «the

orient – for someone who has never been there». Zu Pradas tugendhaften Glockenröcken werden zwar Schals getragen, allerdings wie Stricke um den Hals. Und DSquared2 propagiert einen weiblichen James-Dean-Look, legt den Models Nikkis um und setzt ihnen Ledermützen auf den Kopf – was immerhin einem halben muslimischen Kopftuch entspricht (weder Haar noch Ohr noch Hals dürfen sichtbar sein).

### Koran und Eleganz vertragen sich gut

Es könnte ein Sommer blühen, in dem sich ein züchtiger Westen mit einem modischeren Osten übers Medium Outfit versöhnt. Das wird zwar inoffiziell und unbewusst auch geschehen – Piratenkopftücher, in der Nähe von Wasser und Openairs oder wo immer Chris von Rohr auftaucht, sind hierzulande gang und gäbe. Doch wagt der Kunde bei Hermès an der Zürcher Bahnhofstrasse das Wort «Kopftuch» auszusprechen, wird er mit «Tuch» oder «Carré» korrigiert. Was ja eigentlich ebenfalls stimmt. Dafür sind in einem thailändischen Modemagazin, dessen Titel für Sprachkundige nicht transkribierbar ist, seitenweise Kopftücher zu Abend- und Strandroben abgebildet, getragen mit überdimensionierten Sonnenbrillen.

Die Konvertitin Monica-Nur Sammur würde einem wahrscheinlich die Augen auskratzen

(falls sie noch nicht besserer Laune ist als damals im «Zischtigsclub»), wenn sie gefragt würde, ob man das Kopftuch nicht zum Modetrend erklären sollte. Nicht zwingend jenes libanesische mit Häkelspitze, mit dem sie durch die Medien ging – Klima und Landschaft sind in Mitteleuropa auch anders. Schon eher das der jungen Tessiner CVP-Grossratskandidatin Nazia Siddiqui, weil die Trägerin darin Kommunikationsbereitschaft und offensichtlichen Charme ausstrahlte. Oder vielleicht ein knallpink, zündrotes oder grasgrünes Modell, um Mut zur Farbe zu bekennen, idealerweise im Cabrioletstil gebunden (im Marktfrauen- respektive Putzfrauenlook hat sich schon Jacqueline Kennedy fotografieren lassen, wobei der Fairness halber angefügt sei, dass es damals stark gewindet haben soll.)

Bei Dewi – krönen wir sie zur heutigen Miss Kopftuch – geht es auch stilvoller. Und eleganter. Ja sogar: witziger. Und was meint Fatih Dursun dazu, Informatikingenieur, Vorstandsmitglied der Vereinigung Islamischer Organisationen Zürich (VIOZ) und praktizierender Muslim? «Nichts im Koran spricht gegen Eleganz.» Schminke? «Das muss jede Frau selber mit Gott ausmachen. Es gibt auch keine Bestimmungen über die Art des Kopftuchs: welche Farbe, welche Form, welcher Stoff und wie viele Quadratmeter davon.»

### Feinstens raus mit Dackeldeckel

Bis vor einem halben Jahr hat Dewi, Jahrgang 1971, in Indonesien aufgewachsen und vor zwölf Jahren in die Schweiz eingewandert, geraucht und den Wind in ihren Haare wücheln lassen, was er immer bei der Reise nach Mekka tat, seither verdeckt sie die schwarze Pracht. Zu ihrer Kopftuchkollektion gehören: Aladin (eine orientalische Stoffkappe – zum Putzen, für den Balkon oder wenn plötzlich der Pöstler an der Haustür klingelt), Sphinx (ein Zylinder aus Schaumstoff über gleichfarbiger Mütze – für feierliche Anlässe), Mukena (ein pyramidenförmiges Tuch aus der Heimat – täglich zu den Gebeten Subuh, Dzuhur, Ashar, Maghrib und Isya) und Silberdackel (ein Modell, das sie für wenig Geld auf einem Markt in Jakarta erstanden hat). Der Designer muss ein visionärer Kopf gewesen sein: Silberdackel ist eine Baseballmütze mit langen glänzenden Ohren, welche sich die Frau um den Hals schlingen kann. An welchen Gott sie auch immer glauben mag – auf dem Golfplatz, im Schulhaus, beim Hiphop-Event ist sie feinstens raus. Dieser Dackeldeckel müsste auch DSquared2 überzeugen. Kopieren strengstens erlaubt.

Bis es soweit ist: Zum traditionellen Kopftuch im Cabrioletstil sieht eine grosse, eine wirklich grosse Sonnenbrille nicht nur heiss aus, sie bietet auch zusätzlichen Schutz – vor ultravioletten Strahlen und stahlblauen Männeraugen.

## Im Auge

### María Julia Alsogaray, verfolgte Unschuld

Von Peter Hartmann



Bevor die Ingenieurin María Julia Alsogaray in die Politik ging, besass sie eine Wohnung in Buenos Aires mit Garagenplatz, zwei Autos und Anteile an vier kleineren Firmen. Ein nettes bürgerliches Polster für die Tochter des heute 90-jährigen Alvaro Alsogaray, eines Verehrers von Militärdiktaturen. Sie war seit 1985 Abgeordnete der erzreaktionären väterlichen Unión del Centro Democrático und glühende Peronisten-Hasserin. 1988 lief sie zum Feind Menem über. Nach zehn Jahren Arbeit als Staatssekretärin im Umweltministerium für ein bescheidenes Monatslohn von 5000 Dollar verfügte die glückliche Vorzeigedame des Regimes über drei Eigentumswohnungen und ein Wohnhaus in Buenos Aires, ein Appartement in New York mit Blick auf den Central Park, vier Luxuswagen, Investments in privatisierten Unternehmen, ein Netz von Bankkonten und, für die spätere ewige Ruhe, über ein Pantheon in der Nobel-Nekropolis von Recoleta.

Die Quellen ihres Reichtums versucht der Staatsanwalt vor dem Bundesgericht Sektion 4 zu erhellen. Als erste kompromittierte Figur der goldenen Menem-Jahre geriet die seit acht Monaten inhaftierte Alsogaray auf die Anklagebank. Für 2,5 Millionen Dollar hat sie entweder gefälschte Verträge vorgelegt oder nur fadenscheinige Rechtfertigun-

gen. 46 Zeugen sind vorgeladen, darunter ihr Coiffeur Diego Impagliazzo, dem sie eine unlimitierte Kreditkarte geschenkt hat, und der Ex-Coiffeur Enrique Kaplan, der zum Staatssekretär-Kollegen aufstieg; ferner ihr Ex-Ehemann, der Bauunternehmer Francisco Erize. Gegen Menem selber laufen mehrere Korruptionsverfahren, aber der 73-jährige Macho-Veteran hat sich mit der ehemaligen Miss Universum Cecilia Bolocco und dem gemeinsamen fünf Monate alten Sohn in Santiago de Chile vor der Justiz verschont.

Während Argentinien auf den Zerfall des Fussballgottes Diego Maradona starrt, hat ein Mitwisser ausgesagt, der die Señora Alsogaray sowohl belasten wie entlasten könnte. Der Privatsekretär von Ex-Justizminister Granillo Ocampo berichtete von einem Reptilienfonds, aus dem sich die Regierenden mit bis zu 50 000 Dollar (pro Nase und Monat) bedient haben. Die schwarze Kassesoll auf das Geheimdekret mit Code S-18.302 des Putschgenerals Pedro Aramburu vom Jahr 1956 zurückgehen, der Perón stürzte und später von den Montoneros ermordet wurde. In Aramburus Kopfnickerkabinett sass ein Geheimnisträger, der überlebt hat, der Wirtschaftsminister Alvaro Alsogaray. Vater der Angeklagten.